



Das Feuilleton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



Foto: Ricardo Gomez Angel/Unsplash

„Amore“ auf der „Strada del Sole“ –
Schlager mit dem Sehnsuchtsort Italien
haben nicht nur im Sommer Saison. SEITE 3

WOHL UND WEHE DES MITEINANDER

DIGITAL UND ANALOG. Immer mehr Nutzer kehren Twitter, oder, wie es unter der Ägide von Elon Musk nun heißt, X den Rücken. Privatpersonen und Unternehmen stellen sich so wie Autor Gregor Kucera die Fragen: Darf man eine Plattform, die Hass und Hetze nicht nur anzieht, sondern durch ihren Chef auch fördert, überhaupt noch verwenden? Unterstützt man damit nicht eine Verrohung des Diskurses? Kann in der heutigen Zeit überhaupt noch etwas unpolitisch sein und muss sich die Zivilgesellschaft nicht eigentlich positionieren? Bei genauerer Berachtung zeigt sich allerdings, dass nicht nur Twitter/X ein Problem hat. Die ganze einmal so verheißungsvolle digitale Kommunikationsportal-Maschinerie ist aus dem Tritt gekommen.

Das digitale Miteinander steckt also in der Krise. Vielleicht ist das einer der Gründe, dass Kollektive – ganz analog – plötzlich boomen. Severin Weh und Julia Brogli haben in einem kollektiven Schreiben die interessantesten Zusammenschlüsse Wiens zusammengetragen. Vom Pizzabacken bis zum Musical ist da einiges dabei. Seiten 26 und 27

ENTRÉE: Pizza-Kebap und Schtraziatella: Ein Euro-Sommer wie in Grado

Im schönen Grado an der oberen Adria lässt es sich vortrefflich urlauben. Hier im Friaul sind vor allem der Wein und die sonnige Halbinsel die Magneten, die alle Österreicher anziehen, denen es in Lignano zu viele Österreicher gibt. Und weil Grado ehemaliges österreichisches Küstenland ist, bei dem es in der Höhe der „Vile Bianchi“ auch ein Tor zum Strand gibt, das die Insignien des guten Kaiser Franz Joseph. I trägt, gehen die Österreicher, die hierher auf Urlaub fahren, selbstredend davon aus, dass man hier Deutsch spricht. Also, österreichisches Deutsch. „I krieg amoi de Pizza Diavolo und a Seidl Bier“, formuliert es der Herr am Nebentisch. Der indischstämmige Kellner tippt das artig in sein digitales Speisekarten-Bestellgerät. Die Gattin ordert – übrigens viel italophiler – „einmal Spaghetti Vongole und einen Salat“. Es kommt dann auch das richtige Gericht. Na, geht ja.

Sollten sich Deutsche hierher verirren, dann bestellen sie mit an Sicherheit grenzender

Wahrscheinlichkeit zum Bier noch eine Kugel Schtraziatella. Die ist teurer geworden, aber das merken nur die, die jedes Jahr kommen.

Die Anpassungsfähigkeit österreichischer (und deutscher) Touristen im Ausland ist enden wollend, meistens sogar regelrecht peinlich. Fremdschämen ist an der Tagesordnung. Dabei wäre es ein Leichtes, sich auch einmal dem Duktus der so sehr geliebten Urlaubsdestination hinzugeben. Man braucht ja nur Radiowerbung zu hören, um zu kapieren, dass pesce und pesca zwei verschiedene Dinge sind.

Das Gute an der EU ist ja, dass alles zusammenwächst. Der türkische Betreiber einer Pizzabude in Grado sagt mir: „Ich habe hier Deutsch gelernt. Weil alle auf Deutsch bestellen.“ Italiener gehen aber auch zu ihm und essen seine vorzüglichen Pizzecken für 2,50 Euro. Kebap hat er auch, das lieben wiederum die Insulaner sehr, sagt er.

Prinzipiell kommt man mit ungefähr 20 Vokabeln durch, ohne als Österreicher aufzu-

fallen. Buongiorno, da sollte man das erste U auch wirklich aussprechen, dann geht's. Un Spritz Aperol, oder: un Spritz Campari (sowie so besser) beim Aperitiv. „Una Pizza Margherita“ und „un'insalata mista piccola“ für den Hauptgang. „Un caffè“ (immer nur schwarz!) für danach. Dann ist man satt. „Un bicchiere di vino bianco“ für das erste Glas Wein und „un altro bicchiere“ für alle weiteren. „Il conto, per favore“ für die Rechnung. Kein Trinkgeld, das ist ja in Italien schon im Preis dabei.

Der Sommer kann also kommen mit diesen einfachen Sprach-Tipps für Italien-Urlauber. Der italienische Kellner im Hotel Astoria, der während der Fußball-EM besonders viel zu tun hat, weil dort auf eine Großbildleinwand projiziert wird, spricht in perfektem Deutsch mit seinen Gästen. „Zwei Achtel?“ Er weiß aber auch, dass deutsche Kinder gerne eine „Apfelschorle“ bestellen. Im nächsten Jahr will er in Liverpool oder Glasgow arbeiten. „Endlich Englisch lernen“, sagt er.

greuling@feuilleton.online



IN DIESER AUSGABE

Natur: Über die Erdzerstörung durch Profitgier Seite 4

Musik: Katzen statt CDs – neue Wege am Musikmarkt Seite 8

Theater: Mein Schulfreund ist jetzt „Jedermann“ Seite 13

Reisen: „Workaway“ – mitten-drin statt nur dort Seite 18

Starke Frauen: Katie Sandwina und Nellie Bly Seite 21, 22

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner,
Christina Böck und Matthias Greuling

Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



9 120004 700018 07

Foto: Katharina Sirtena

Leitartikel

Die Revolution aus der Mittelloge

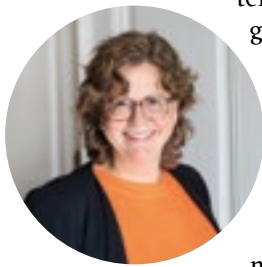
Revoltierende Hauptfiguren sind heuer der gemeinsame Nenner der Salzburger Festspiele, hat Intendant Markus Hinterhäuser gesagt. Als kleine Revolution

kann man wohl bezeichnen, dass diesmal eine Frau die Eröffnungsrede am 26. Juli halten wird. Das ist nicht gerade eine Tradition in Salzburg. Das letzte Mal traf diese Ehre Elke Heidenreich, vor satten 16 Jahren. Davor waren es in der gesamten Geschichte der Festakte nur zwei weitere Frauen: Barbara Frischmuth 1999 und Jeanne Hersch 1985. Heuer wird Nina Chruschtschowa die Rede halten, sie ist die Urenkelin des einstigen sowjetischen KP-Parteichefs Nikita Chruschtschow. Die in Moskau geborene und in New York lebende Politikwissenschaftlerin ist eine prominente Kritikerin des russischen Präsidenten Wladimir Putin. Wer jetzt denkt, das ist der Ausgleich dafür, dass Teodor Currentzis auftreten darf, der ist wahrscheinlich ein Klassikbetrieb-Verschwörungstheoretiker. Der Dirigent lässt seine Ensembles mit russischem Geld finanzieren, vom Angriffskrieg in der Ukraine hat er sich bis dato nicht öffentlich distanziert. Von den Wiener Festwochen wurde er deswegen wieder ausgeladen, weil die ukrainische Dirigentin Oksana Lyniv gegen sein Engagement protestiert hatte. Currentzis hätte Benjamin Brittens „War Requiem“ aufgeführt. Das hat er in Hamburg gemacht, wo Musikkritiker meinten, die Wahl des Stücks wäre auch schon eine Aussage, die man nicht-ganz-pro-Putin deuten könnte – ein Antikriegswerk eines homosexuellen Komponisten, viel mehr, das Putin hasst, findet man schon kaum mehr. Nina Chruschtschowa tritt in Salzburg auch an, um respektvollen Umgang mit der russischen Kultur zu fordern – Hinterhäuser hat davon einiges in seinem Spielplan platziert. Die Weigerung, sich mit der russischen Kultur zu befassen, werde Putin nicht zwingen, seine Truppen aus der Ukraine abzuziehen, ist ihr Fazit. Das ist keine besonders revolutionäre Aussage – zumindest nicht vor dem Publikum der

FESTIVALS lieben heuer den Revolutionsbegriff. Währenddessen gerät im „echten Leben“ Rebellion auf die schiefe Bahn.

Salzburger Festspiele. Das sind in weiten Teilen keine borniert-woke Diskursnivellierer, sondern vernünftige, kultivierte Menschen, die es schaffen, zwischen aktuellem Zeitgeschehen und

Kunst- und Literaturgeschichte zu unterscheiden. Rebellion war auch Überthema der heurigen Wiener Festwochen. „Wir schulden euch eine Revolution“ war das Motto von Intendant Milo Rau. Das Thema scheint die Kulturmanager umzutreiben. Es hat freilich einen kuriosen Moment, wenn der Aufstand quasi aus der Mittelloge diktiert wird. Wenn Rau gegen eine „Elite“ wetteuerte, war das deshalb lachhaft, weil die Festwochen und ihr Publikum genauso eine Elite sind. Vielleicht eine andere als bei den Salzburger Festspielen, aber doch eine homogene Bubble. Und in diesen Kreisen bewegt sich diese Revolution dann, die nur ein Bestätigen der eigenen Haltungen ist. Schulterklopfen als Akt der Rebellion, das ist fast schon wieder etwas sehr Österreichisches. Dabei bräuchten etliche tatsächlich Nachhilfe in Revolution: Gerade bei manchen jungen, eine akademische Laufbahn anstrebenden Menschen geht Revolte derzeit so richtig schief. Da schlägt sich offenbar ein Mangel an politischer (Herzens-)Bildung nieder, der in beunruhigenden Gruppendynamiken gipfelt: Da, wo sich Studentinnen und Studenten in Camps versammeln, in denen sie vordergründig für ein Ende des Kriegs in Gaza demonstrieren. Tatsächlich herrscht dort ein erschreckend selbstverständlicher Antisemitismus vor. Und, wenn man nachfragt, eine beschämende Unkenntnis der Hintergründe. Man wundert sich: Warum gab es solche Camps nicht gegen Putins Angriffskrieg? Kein Camp, das sich für die Proteste im Iran starkmachte? Keine Camps, die ein Ende der Konflikte in Syrien, Jemen, Sudan, Kongo, Südsudan fordern? Ist es wirklich so einfach: Weil man da keine Juden anprangern kann? Wenn die Rebellion darin besteht, dass alte Muster, die üble Folgen haben können, wiederauferstehen, dann hat nicht nur die Kunst einiges falsch gemacht.



Christina Böck ist Chefredakteurin und Herausgeberin von „Das Feuilleton“.



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 8, September 2024) erscheint am Freitag, 6.9. in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.online ein Abo abschließen

Foto: Julia Stix

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Bettina Baláka, Gunther Baumann, Mag. Judith Belkhi, Julia Brogli, Christine Dobretberger, Paula Dorten, Mag. Christoph Irrgeher, Reinhard Koller-Astleithner, Gregor Kucera, Dr. Clemens Marschall, Hannah Mühlparzer, Betina Petschauer, Andreas Rauschal, Dr. Andrea Reisner, Manfred Rohrbacher, Mag. Uwe Schögl, Mag. Stefan Spath, Mag. Andreas Tesarik, Rémi Tchokothe, Kurt Tutschek, Severin Weh
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena. Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:
Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 5,90 Euro inkl. 10%UST
„Das Feuilleton“ erscheint in Print zehn Mal im Jahr.
Jahresabo: 60 Euro inkl. 10%UST
Bestellungen: abo@feuilleton.online
Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.online, Mail: office@feuilleton.online

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:
www.feuilleton.online/kontakt/impressum-datenschutz

Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Drübersprechen ist auch keine Lösung

Wir leben in einer Welt, die sich gefühlt immer schneller dreht. Mit der Digitalisierung im Nacken ändern sich Jobs, Abläufe und Regeln. Was heute noch galt, ist morgen schon passé. So viel Innovation, dass die Apps auf unseren Mobiltelefonen schon alle paar Tage einem Update unterzogen werden müssen.

Und doch gibt es Dinge – oder sagen wir – Traditionen, die man einfach nicht wegbekommt. Den Schulbeginn um acht Uhr etwa. Aber bevor hier jetzt die Gewerkschaft Öffentlicher Dienst mit dem Betonmischer anrückt und uns betoniert: Darum geht's hier gar nicht. Was sich nämlich erstaunlicherweise noch hartnäckiger hält, ist die Synchronisierung von englischsprachigen Sendungen im deutschsprachigen Fernsehen. Während alle Welt es für völlig ausreichend hält, Filme und Serien zu untertiteln, wird bei uns noch immer drüber gesprochen, was das Mikro hergibt. Was, wenn wir uns ehrlich

sind, mittlerweile ein sinnentleertes Ritual ist. Denn so gut wie jeder kann ab der Jugendzeit ausreichend Englisch, um locker allem zu folgen, was etwa in „Mission Impossible“ an Dialog passiert. Und der Rest kann lesen, oder nicht?

Während die Jugend heute in Echtzeit Animes in japanischer Originalfassung streamt und sich freut, wenn es da ab und zu englische Untertitel gibt, gehen die Sendeanstalten offenbar davon aus, dass die Menschen noch immer völlig überfordert wären, wenn man ihnen nicht deutsch drüber redet. Seid versichert:

Das ist nicht der Fall. Selbst die Großeltern-Generation käme wohl bestens klar.

Oder, um endgültig eine rote Linie zu überschreiten: Die weitläufige Synchro-Industrie muss im deutschsprachigen Raum eine Gewerkschaft haben, bei der selbst der Öffentliche Dienst vor Neid erblasst. Und jetzt: Beton marsch!

BERNHARD BAUMGARTNER



Träumen vom Meer ist zu wenig



Nicht nur im deutschsprachigen Schlager ist Italien Sehnsuchtsort und Klischeebild. Doch manchmal ziehen auch im Land, wo die Zitronen blühen, Wolken auf.

Italien hat auch als Songsujet sempre, sempre Saison

ANDREAS RAUSCHAL

Als Johann Wolfgang von Goethe im September des Jahres 1786 zu dem aufbrach, was am Ende seine „Italienische Reise“ werden sollte, konnte man eines noch nicht ahnen: 170 Jahre später eroberte auch der Massentourismus das Land, wo die Zitronen blühen – während der deutsche Schlager ein Lied davon sang. Wobei sich im Rückblick die Frage stellt, was zuerst da war: die Henne oder das Ei, sprich Italien als Sehnsuchtsort oder sein Klischeebild in einem heiteren Mitsinglied von Peter Alexander.

„Komm ein bisschen mit nach Italien / Komm ein bisschen mit ans blaue Meer / Und wir tun, als ob das Leben eine schöne Reise wär ...“ Die Hoffnung auf einen Neustart und mehr Leichtigkeit in der Nachkriegszeit, Verbesserungen für Erwerbstätige wie im Arbeiter-Urlaubsgesetz 1946 sowie das sich Bahn brechende „Wirtschaftswunder“ sollten es langsam ermöglichen, dass die italienische Riviera trotz beschwerlicher Anreise etwa auf einem klapprigen Moped endlich greifbar wurde. Gleichzeitig mit der Entwicklung hin zum Massentourismus vollzog in den 1950er-Jahren auch die Arbeit an deutschsprachigen Liedern mit Italienbezug einen gewaltigen Produktionsschub.

IMPORT-EXPORT

Amore und ein Glaserl Wein: Mit besagtem Peter Alexander sowie mit Caterina Valente und Vico Torriani als neuen Stars im Unterhaltungsgeschäft waren die Vorzeichen auf Eskapismus und Dolce Vita gestellt. Stücke wie „Es war in Napoli“, „Der Gondoliere sang nie mehr so schön“, „Roter Wein und Musik in Toskanien“, „Auf der Piazza von Milano“, „Romeo“, „Sempre Amore“ und sehr, sehr viele weitere mehr künden davon.

Dabei geriet beinahe in Vergessenheit, dass eine vorangegangene Welle der in Liedform verdichteten Italophilie in den 1940er-Jahren noch politisch gebrochen wurde. Immerhin wurde die Rundfunkaufführung der äußerst populären „Capri-Fischer“ in den Versionen von Magda Hain und Rudi Schuricke im Jahr 1943 verboten. Italien war dabei, sich nach dem Sturz Mussolinis vom deutschen Bündnispartner zu lösen – und die US-Armee bereits im Golf von Salerno gelandet.

In den 1960er-Jahren schließlich ging es einem gewissen Udo Jürgens trotz seiner Darbietung von „Das ist typisch italienisch“ weniger darum, über Italien zu singen, als sich mit Übertragungen seiner Lieder in die Sprache unserer südlichen Nachbarn die eine oder andere Million Lire dazuzuverdienen. Nennen wir es ein einträgliches Import-Export-Geschäft, das Folgeaufträge wie zwei Auftritte im Rahmen des Festival della canzone italiana vulgo Sanremo-Festival garantierte.

DER SCHWEIGSAME ONKEL

Gab es in Ihrer Familie zufällig einen schweigsamen Onkel, der manchmal nach Italien verschwand, um keine Postkarte zu schicken? Dann wurde dieser Onkel womöglich von Rita Pavone musikalisch verewigt. Die aus Turin gebürtige Sängerin dokumentierte im Jahr 1968 mit „Arrivederci Hans“, dass der interkulturelle Austausch zwischen der D-A-CH-Zone und Italien sehr gerne auch Körperflüssigkeiten inkludierte. Dabei ging nicht selten eine Träne auf Reisen: Unter Zugabe von sehr viel Wehmut und mit einer Extraportion südländischem Fake-Akzent besang 1964 in „Melancholie“ auch Mandy Oswald mit seinen Bambis das Ende des Sommers (und aller Amore): „Arrivederci war dein letztes Wort / Arrivederci und dann gingst du fort.“

In den 1970ern stand dann bereits alles im Schatten eines anderen Mannes mit interessantem Akzent. Mit Howard Carpendale sorgte ausgerechnet ein gebürtiger Südafrikaner dafür, dass eine Coverversion von „Ti amo“ im deutschsprachigen Raum erfolgreicher wurde als das italienische Original von Umberto Tozzi – trotz neuer Textfassung ohne Happy End. Was uns wiederum zu Thomas Forstner führt, dessen Song-Contest-Beitrag „Venedig im Regen“ im Jahr 1991 (und blöderweise in Rom!) exakt null Punkte erhielt. Manchmal hast du Acqua alta im Herzen – und dann kommt das Pech im Spiel auch noch dazu.

ITALIA IM AUSTROPOP

Eine richtige Hochphase war davor in den 1980er-Jahren zu verzeichnen. Falco landete mit „Junge Roemer“ (1984) einen hedonistischen Hit – und in den Nachwehen von Giorgio Moroder und Italo-Disco einerseits sowie befeuert vom Siegeszug von Al Bano & Romina Power durch die Hitparaden andererseits versetzte uns G. G. Anderson in eine „Sommernacht in Rom“, während sich die italienischen Verhältnisse jetzt auch im Austropop zu spiegeln begannen. Reichlich Kabarettismus inklusive.

Nicht nur hatte Rainhard Fendrich 1981 in „Strada del Sole“ „kane Lire und kane Papiere“ und hielt in bester „I Am From Austria“-Manier fest: „I steh auf's Gänsehäufel und auf Italien pfeif i.“ Auch lieferte die EAV 1985 mit „Heiße Nächte in Palermo“ eine Art B-Seite zum Ba-Ba-Banküberfall im Zeichen des sogenannten organisierten Verbrechens: „Die neuen Kommissare kann man nicht pagare ...“

Den traurigen Einschlag von Stefanie Wergers „Sehnsucht nach Florenz“ (1987), keineswegs aber dessen Titel, wird

hingegen jeder nachvollziehen können, der in der toskanischen Hauptstadt einmal seinen letzten Anschlusszug zurück nach Hause versäumt hat – und den alten Goethe umgehend um seine Postkutsche beneiden durfte.

REVOLUTIONÄRER SCHLAGER

„Tramezzini und Bikini / Badehose, Schlapfn hinig / Kalte Dusche, Bolognese / Pizza mit viel Käse“: Nach langen Jahren, in denen der Austropop unter nachkommenden Generationen eher verpönt war, überrascht es kaum, dass mit seiner Revitalisierung durch Acts wie Der Nino aus Wien („Coco Bello“) oder Wanda („Amore“) auch eine Rückkehr des Italienischen einherging. Samt weniger erbaulichen Folgeerscheinungen wie Josh („Espresso & Tschianti“) oder Roy Bianco & Die Abbrunzati Boys aus Augsburg und München, die sich derzeit für wirklich kein noch so ausgelutschtes Italo-Klischee zu blöd sind.

Dabei könnte man auch einfach eine gute Flasche Nero d'Avola köpfen und sich den Randzonen der heimischen Popmusik widmen. Neben Soap&Skin („Italy“) ist nicht zuletzt ein Wiederhören mit Eva Jantschitsch alias Gustav zu empfehlen, deren Song „Genua“ („Träumen vom Meer ist zu wenig ...“) unter dem Eindruck des G8-Gipfels 2001 an der ligurischen Küste entstand. Wir hören einen Klassiker aus dem raren Genre des revolutionären Schlagers. Er ist zum Heulen schön: „Lass uns nach Genua fahren, Liebling / Schwing dich auf die Vespa, Schatz / Lass uns Strand finden / Unter dem Pflaster der Revolution.“

Apropos: Über DJ Ötzi und seine Umdeutung des alten Partisanenliedes „Bella Ciao“ in Richtung Hüttengaudi breiten wir an dieser Stelle lieber den Mantel des Schweigens.

Fata Morgana in der Agrarwüste

*Zwischen Geerdetsein und der Erdzerstörung liegt die Profitgier.
Das Problem des Menschen ist, dass immer alles groß sein muss.*

BETTINA BALÁKA

Es gibt Kraut und Unkraut. Als Kind durfte ich im Küchengarten meiner Großmutter immer das Unkraut jäten. Löwenzahn war ein besonders hartnäckiges Unkraut. Man hätte ihn allerdings auch essen können – was wir nicht taten –, dann wäre er Kraut gewesen. Die Grenzen zwischen Kraut und Unkraut sind durchlässig.

Bei diesem Jäten von Hand und mit einer spitz zulaufenden kleinen Schaufel zum Abstechen der Unkrautwurzeln handelte es sich um eine äußerst befriedigende Tätigkeit. Ordnen, sortieren, die Welt auf einem kleinen Flecken übersichtlicher und verständlicher machen. Die unmittelbare Nähe zur Erde, das sorgfältige Betrachten und Befühlen der Pflanzen – es war ja nicht immer eindeutig, ob es sich um eine erwünschte oder unerwünschte handelte – entthob einen von Alltagsorgen, genereller Melancholie, unangenehmem Grübeln. Kurz, es war wohltuend und heilsam, man war im wahrsten Sinne des Wortes geerdet. Dazu konnte man täglich die frisch geröteten Erdbeeren essen und die Erbsen aus ihren Schoten fitzeln, die ganz anders schmeckten als Tiefkühlerbsen. „Unkraut verdirbt nicht“, hieß es, und tatsächlich waren alle in kürzester Zeit wieder da: Löwenzahn, Klee, Breit- und Spitzwegerich, Hahnenfuß und Quecke.

PLASTIKPLANENLANDSCHAFT

Das menschliche Ursprungsbedürfnis, einen kleinen Flecken Welt so zu gestalten, dass die Salathäuptel gedeihen, ist nachvollziehbar. Das Problem ist, dass beim Menschen immer alles groß werden muss. Und am Ende sind riesige Wälder abgeholzt, riesige Plantagen angelegt und pestizidversprühende Flugzeuge ziehen darüber ihre Bahnen. Zwischen dem Geerdetsein und der Erdzerstörung liegt die Profitgier. Geld. Geschäft. Ausbau. Ertragssteigerung.

Überproduktion. Subvention. Man wird zum Konsumenten und kauft die Erdbeeren im Supermarkt. Sie wuchsen im Treibhaus auf Substrat und kamen nie in die Nähe von Unkraut.

Das gewinnmaximierte Land ist vom Menschen nicht nur entfernt, sondern ihm entzogen. Der kleine Küchengarten, in dem man schon früh morgens mit dem Kaffeehägerl in der Hand herum-schlendert, um die frische Luft einzusatmen und nachzuschauen, wie es den Pflanzen geht, hat eine Doppelfunktion. Er dient nicht nur dem Nutzen, sondern auch der Freude. Die bis zum Horizont reichenden Agrarflächen indessen sind nicht begehbar. Man spaziert nicht durch die Tausende Hektar große Plastikplanenlandschaft spanischer Gewächshäuser, die trostlosen, endlosen Rinder-Feedlots in den USA oder am Amazonas, oder wo auch immer über ein frisch mit Pestiziden eingesprühtes Feld. Oder über irgendein Feld. Das Wort „Feld“ evoziert in unseren Köpfen noch Bilder aus vergangenen Jahrhunderten, der Bauer am Feld, die Spaziergänger am Rain, sonntags wandert man mit der Familie auf dem Weg zur Kirche vorbei an einem herrlichen Meer von goldenen Ähren, über dem die Lerchen singen. Das Wort „Agrarwüste“ ist heute in den allermeisten Fällen treffender, es beschreibt Ödnis und Ausmaß jener der Öffentlichkeit entzogenen Fläche. Die Agrarwüste ist im Allgemeinen menschenleer, auch die Lerchen und Bienen bleiben aus.

Der Platz, der uns zum Gehen zur Verfügung steht, schrumpft stetig. Am Ende bleiben uns nur noch die Verkehrsmittel, mit denen wir die Wadis in den Asphalt-, Industrie- und Agrarwüsten erreichen, die Naturschutzgebiete, die im Alltag als ferne Fata Morganen

über unsere Bildschirme wabern und in denen wir in unseren Erholungs- und Auszeiten wandern, klettern, schwimmen, laufen, gemeinsam mit all den anderen Naturdurstigen, die mit Autos, Zügen, Bussen, Flugzeugen und Kreuzfahrtschiffen hergekommen sind.

DAS KONZERT DER FRÖSCHE

Der Garten meiner Großmutter befand sich in einem Dorf im Lungau, die Wohnung meiner Eltern im Salzburger Stadtteil Parsch. Wenige Monate nach meiner Geburt im Jahr 1966 zogen wir in die neu errichtete Siedlung im Schatten des Kapuzinerbergs. In einem Geviert standen die Wohnblocks um eine weite Grünfläche mit Spielplatz, Wiese und buschgesäumtem Klopfstangenareal. Als wir einzogen, war die Grünfläche jedoch noch nicht entwickelt, Sumpf und Teiche befanden sich dort und nachts konnte man das Konzert der Frösche hören. Mein Vater schrieb an seiner Diplomarbeit mit dem Titel: „Die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Lungaus unter besonderer Berücksichtigung des Fremdenverkehrs“, in der auch ein Kapitel der geplanten Tauernautobahn gewidmet war. Die Fahrt mit dem Bus von Salzburg in den Lungau dauerte damals fünf Stunden. Mit dem Auto brauchten wir mindestens drei, länger, wenn meinem kleinen Bruder schlecht wurde. Die Straße war kurvig, felsüberhangend, an wildem Gewässer entlangführend, im Winter von Schneeweichen und Eiszapfen gesäumt. Ich langweilte mich nicht wie später auf der Autobahn, denn aus dem Fenster sah ich eine fantasieanregende Gauerlandschaft voller Märchen und Sagen.

Nach der Urbarmachung unserer Wohnsiedlungsgrünfläche musste ich zu den nächsten Froschlacken schon wei-

ter gehen: von Parsch zum Aigner Park. Auf dem Weg lagen Gstätten, Sumpf und Teiche, braches, ungenutztes Land. Man konnte Wildblumen erforschen, Insekten und Lurche. Heute ist dort alles verbaut, Ein- und Mehrfamilienhäuser, Garagen und Terrassen so weit das Auge reicht. Ein Spaziergang ist nur mehr über Straßen möglich, von denen aus man durch Zäune schauen kann. Biotope gibt es auch, aber diese sind privat, und so mancher Frosch ertrinkt in einem Swimmingpool.

Jeder, der in den Sechziger-, Fünfziger- oder Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts geboren ist, kann solche Geschichten erzählen, von seinem Heimatort oder auch von Urlaubsreisen, dem griechischen Fischerdorf, das nun ein Bettenburgenkonglomerat ist, oder der einst pinienduftenden dalmatinischen Küste, an der sich nun die Häuser drängen wie in der Stadt. Und obwohl sich alle immer einig waren, dass der Fremdenverkehr entwickelt werden muss, weil davon sowohl Touristen als auch Einheimische profitieren, und dass gebaut werden muss, weil sonst die Bauwirtschaft zugrunde geht, bedauert man das Ergebnis dann doch und sehnt sich nach frei zugänglicher, erholungsspendender, üppig grüner Landschaft zurück. Und wünscht sich ein Eigenheim im Naturschutzgebiet oder zumindest ein Hotel an einem gänzlich unberührten Ort.

BETTINA BALÁKA, geboren 1966 in Salzburg, lebt als freie Schriftstellerin in Wien. Zahlreiche Auszeichnungen, zuletzt: Georg-Trakl-Förderungspreis für Lyrik, Kinderbuchpreis der Jury der jungen Leser*innen. Zuletzt erschienen: „Der Zauberer vom Cobenzl“, Roman, Haymon Verlag 2023, „Die glücklichen Kinder der Gegenwart“, Gedichte und Kurzprosa, Haymon Verlag 2024. Im August erscheint ihr Essayband „Vom Zähmen, Ausbeuten und Bestaunen. Eine ungeordnete Kulturgeschichte der Natur.“



Beim Löwenzahn könnte man sich eigentlich entscheiden, ob er Kraut oder Unkraut ist

Monatsabrechnung

Unmenschen im Urlaub

Seit Pfingsten gibt es einen neuen Hit. Wohlerzogene Rassisten singen auf Sylt Deportationslyrik zum Deppen-Techno „L'Amour toujours“. Da ist die Aufregung groß. Danach stellt sich aber raus: Der neue Text im Remigrationsmix wird ständig gesungen: Beim Schützenfest in Burgwedel bei Hannover, auf dem Riesenrad bei „Rock im Park“ in Nürnberg, bei der Landjugend im Zillertal, auf einer Party in Bremen, in Ost-Brandenburg, mindestens siebenmal in Köln, in Oberhausen in NRW, in Löhningen in Niedersachsen, in Schaumburg, natürlich in Mödling bei Wien und sogar im schönen Kärnten, und und und ... nur bei der EM darf es nicht gesungen werden. Dafür wurde der rassistische

Dancefloor-Knaller sogar auf Ibiza gesungen. Wenn besoffene Deutsche in Spanien „Ausländer raus“ grölen, weiß man nicht: Ist das Heimweh oder der heimliche Wunsch nach Selbstdeportation? Apropos: Urlaubsdestination. Was bedeutet dieser Trend also für die gerade anlaufende Urlaubszeit? Wir fragen unseren Tourismusrechtsexperten aus Spritzbühel aus dem Braunergrubland, Alois Schicklgruber.

Herr Schicklgruber, was sagen Sie zu den Vorfällen auf Sylt?

– Goa nix. Ganz ehrlich, wenn bei uns am Wochenende einmal nicht „Ausländer raus“ geschrien wird, dann machen wir uns Sorgen.

Wieso das?

– Denn wenn keiner „Ausländer raus“ schreit oder singt oder in den Schnee brunzt, dann könnte es sein, dass ja gar keine mehr da sind.

Wer? Ausländer?

– Ja, sicher. Wie wollen Sie denn Tourismus ohne Ausländer machen? Also man schreit „Ausländer raus“ nur, wenn da auch welche herinnen sind. Also wenn das Geschäft läuft. *Aber gibt es einem nicht zu denken, wenn die Elite eines Landes ...*

– Ach hören Sie mir mit der Elite auf. Das sind doch dieselben Nasen, die bei uns im Winter den Jagatee hinter die Hütte kotzen. Die haben noch nie etwas Besonderes geleistet. Die sind auch nicht anders als SUV-Fahrer in der Fußgängerzone: nur eben mit Polohemd und Papas Kreditkarte. Wenn das die Elite ist, bin ich der Präsident von Simbawe.

Aber fürchten Sie nicht, dass so ein rassistisches Geplärre dem Ort einen Imageschaden verpasst?

– Kommt auf das Image an. Das ist eine Frage des Marketingkonzepts. Auf Sylt setzt man schon seit Jahren auf die gehobene Mittel- und Oberschicht

aus München, Düsseldorf und Hamburg-Außenalster. Da fällt dieses Verhalten nicht weiter auf. Das sind ja Familien, die nach der Nazidikatur vermöglicher waren als vorher und noch heute das Bild vom Opa in der Parteiuniform zu Hause hängen haben. Das ist also kein billiger Rassismus, sondern Familientradition. Und ich weiß, wovon ich spreche, das sind ja auch die Leute, die dann im Winter zu uns kommen. Denn: Wer kann sich das Um-anandarutschen auf den paar zusammengekratzten Schneeflecken noch leisten? Was der Mensch denkt, der sich da mit dem Helikopter auf den letzten Gletscher hinauffliegen lässt, ist doch egal. Hauptsache, der zahlt.

Der kann danach auch gern beim Après-Ski kopfüber im Sangriakübel das Horst-Wessel-Lied trällern. Ausgelebte Unmenschlichkeit gehört für den einen oder anderen eben zu einem schönen Urlaubserlebnis dazu. Und das ist dann eben unser Image: Toleranz.

Schließlich fühlt sich sogar die Tochter vom Putin bei uns wohl. *Also alles kein Problem?*

– Das hab ich nicht gesagt. Ich mach mir eher Sorgen wegen der anderen Ausländer.

Welcher anderen?

– Na, die, die hier arbeiten, du Hiafla! Ohne Ausländer funktioniert hier gar nichts. Genauso wie auf Sylt. Ohne Ausländer verkaufen wir hier keine einzige Portion überteuerte Pommes. Wer glauben Sie denn steht bei uns in der Küche? Wer spült das Geschirr? Wer putzt den Laden? Und wer bringt das Fressen und holt den Müll wieder ab? Kurz: Wer macht die ganze Drecksarbeit?

Der Kay-Uwe aus Neuss am Rhein? Leon Wolfgang von Nackenschlag aus Starnberg? Lena Klothilde Beutelschneider von der Elbchausee? Oder doch der Noah Norbert Nockenweller aus Wien-Döbling?

Geh bitte. Die wissen doch nicht einmal, wie körperliche Arbeit riecht.

Also wer bei uns „Ausländer raus“ schreit, sagt eigentlich: Machen wir den Laden zu.

Danke für das Gespräch.

– Ja, eh. Und jetzt schleich di, du Gscheithappel aus Wean! Der Platz ist schon seit drei Minuten reserviert.

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor („Lexikon der Nichtigkeiten“). Alles Wissenswerte über und von ihm gibt es auf www.severin-groebner.de.

Foto: Dominik Reichenbach



Cartoon: Schilling & Blum

Der Enkeltick

Das Gemüsebeet

Seit der Opa nicht mehr ist, sind die Nutzpflanzen nach und nach aus dem Garten verschwunden. Allein ein kleiner Nussbaum-Trieb reckt sich Frühjahr für Frühjahr hartnäckig aus der Wiese, da kann die Oma noch so oft drübermähen. Er kommt immer wieder, ob sie will oder nicht. Dass sie nicht will, hat nichts mit meinem Großvater zu tun – den hat sie sehr geliebt. Wahrscheinlich hat es damit zu tun, dass die Oma in einem Garten voller Obstbäume aufgewachsen ist und Nutzpflanzen für sie vor allem eines bedeuten: eine Mordshackn.

Das war mir nicht bewusst, als ich mit Wühlmausgitter und Unkrautvlies bei ihr aufgekruzt bin. „Wir könnten doch gemeinsam ein paar Gemüsebeete anlegen“, habe ich mir überlegt. „Nicht schon wieder“, hat sie sich gedacht. Da war sie gerade erst den Brombeerstrauch losgeworden, schon komme ich mit fünf

Paradeiserpflanzen ums Eck. „Na servas!“ Das musste sie nicht einmal laut aussprechen, als sie mich mit zwei Paletten adoleszentem Gemüse antanzen sah. Das hat ihr Gesicht für sie erledigt.

Natürlich ging es mir nicht darum, dass ich ihr eine Mordshackn andrehen will – das habe ich ihr mehrfach versichert. Ich würde pflanzen, düngen, pflegen, sie sollte lediglich zuschauen, ab und zu gießen und vielleicht selbst ein wenig Gefallen daran finden.

Damit sich etwas tut in ihrem Alltag, von dem ich immer noch viel zu wenig weiß, um anzunehmen, dass das, was ihm fehlt, ausgerechnet manisches Garten-Biedermeiern ist. Oder dass ihm überhaupt etwas fehlt. Denn eigentlich kommt die Oma gut zurecht allein, ist sogar recht gern allein. Das sagt sie auch immer wieder mit Nachdruck. Aber so war das im emotionalen Generationenvertrag nun einmal nicht vereinbart – wer sich ein Leben lang kümmert, muss sich damit abfinden, irgendwann zurückbekümmert zu werden. Das ist sie uns und unserem Gewissen schuldig.

„So viel Zeug, wie du da anschleppst – da könntest du ja gleich in den Supermarkt gehen und steigst wahrscheinlich günstiger aus“, bilanzierte die Oma nüchtern. Und während ich noch eine flammende Motivationsrede darauf hielt, dass es ja doch bitte nicht ums Geld geht, sondern um die nachhaltige, sinnvolle Nutzung von Freifläche und die experience – du weißt schon, Oma, back to the roots, haha –, wanderte ihr Blick langsam zum hartnäckigen Nussbaumtrieb hinüber: Manchmal muss man sich wohl einfach geschlagen geben. Ob man will oder nicht.

VIKTORIA KLIMPFINGER erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

